

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 65. (II. Jahrg.) Freitag, den 18. März.

1831.

Italienische Reise von Karl Friedrich Schöler. Erster Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Erster Band. Leipzig 1831. Verlag von C. H. F. Hartmann. XIV. und 438 S. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser riste nach der Einleitung mit drei Gefährten von Erlangen aus über Stuttgart, durch die rauhe Alp nach Lindau, von da nach Chur und über den Bernhardin nach Bellinz, Lugano, Lano und Mailand. Dann über Brescia an den Garbassee, nach Verona, Vicenza, Padua und Venedig. Von da über Ferrara, Bologna, Florenz, Arezzo, Cortona, Perugia, Assisi, Foligno, Spoleto, Terni, Narni, Civita Castellana nach Rom. So weit geht der erste Theil, der uns jedoch über einzelne Punkte dieses Weges, nach einigen Andeutungen des Verfassers (z. B. bei Florenz) von der Fortsetzung des Werkes noch mehr erwarten läßt. Er gibt uns durch treue Benützung der besten Quellen und Hülfsmittel auch über solche Gegenden, die er nicht besuchen konnte, erwünschte Aufschlüsse, wobei jedoch immer bemerkt ist, was der Verf. selbst gesehen hat und was er nach Andern anführt, weil er für das letzte keine Bürgschaft übernehmen will. (S. 275 f. Anmerk.)

Den Verf. führte sein Weg von vorne herein rasch durch einige Gegenden Deutschlands. So konnte er z. B. (S. 8) nichts von den Gemälden deutscher Meister im Kloster Heilsbronn erwähnen, desto gründlicher spricht er jedoch über Dannecker's Werkstätte in Stuttgart (S. 6 f.). Er rühmt die Verdienste des ehrwürdigen Plastiklers, ohne seiner Anerkennung die der höchsten Kunstaufgabe zu opfern. Wir sehen hier die alte Ansicht bestätigt, daß Dannecker's Christusstatue zwar ein höchst schätzbares Werk ist, aber dennoch keinen Christus vorstellt, der als Geist alle Proben des Geistes vollbracht hat. Man darf nur S. 6 f.

mit S. 121 vergleichen, um einzusehen, wie wenig es bisher der Plastik zc. gelungen, einen wahren Christus, die höchste und ewige Gestalt der Weltgeschichte, — sei es im Leben und Leben oder im Sterben — darzustellen. Selbst der Malerei in ihrer höchsten Blüthe, dem Pinsel Raphael's, ist (wie dem alten Hämmling) nur eine Annäherung an die Lösung dieser Aufgabe, und auch diese vorzüglich nur da gelungen, wo es darauf ankam, Christum als Kind, wie in der Madonna della Sedia zu Florenz oder in der des h. Sixtus zu Dresden, darzustellen. Der Christus Michelangelo's im Weltgericht hat nur Eine Seite, zwar gerade die, welche seltener aufgefaßt wird, nämlich die Seite der Erhabenheit und Allgewalt, er ist aber eben darum ein bloßer Gigant, wenn gleich ein göttlicher und welttrübender. Der mildere Christuskopf in der Kirche der h. Agnes außerhalb Rom's, ein plastisches Werk, und die Christusstatue der Minerva-Kirche zu Rom, beide von Michelangelo, genügen eben so wenig. Es wird aber die Kunst nicht gefördert, wenn man aus Liebe zum Künstler die Mängel seiner Werke verschweigt. Jeder Unterrichtete sieht sie doch. Sie aussprechen — heißt gerade die Persönlichkeit des Künstlers ehren: und vertrauen, daß er die Kunst mehr liebt, als sich selbst.

Der Christuskopf Titian's, den der Verfasser S. 121 berührt, die Anerkennung Carlo Crivelli's S. 51, auch die Bemerkungen über einige Schüler Titian's S. 133 und viele andere Andeutungen und Mittheilungen, worin z. B. von Rumohr's Forschungen gewürdigt und *) geprüft werden, vorzüglich aber die großartigen und umfassenden Ansichten, welche uns bei jeder Beschreibung eines bedeutenden Kunstwerkes (z. B. S. 305), bei jeder Darstellung des allgemeinen Charakters bestimmter Schulen (z. B.

*) Man sehe z. B. S. 372, 381. (S. 138 beschreibt der Verfasser eines der völlig sicheren und ausgemacht ächten Werke Giotto's, auf welches v. Rumohr keine Rücksicht genommen. Ähnliche Fälle kommen öfter vor. Eine solche Vollständigkeit lag auch nicht in v. Rumohr's Aufgabe.)

S. 238 f.) begegnen, gehören zu den Punkten, in welchen die Verdienste des Verfassers im Kleinen, wie im Großen Jedem in die Augen springen werden.

Das Werk erfüllt zugleich das längst gefühlte Bedürfnis einer Anzeige aller wahren Kunstwerke der Gallerien, Kirchen und Privatpaläste Italiens. Hier müssen wir die geschickte Auswahl rühmen. Es macht uns mit ausgezeichneten Kunstwerken bekannt, welche man nirgends erwähnt findet, und gibt überall die Schicksale der Kunstwerke, ihre Reise nach Paris und zurück mit großer Genauigkeit und Umsicht an, wodurch jeder Verwechselung derselben mit anderen vorgebeugt wird. Die vorzüglichsten darunter sind ausführlicher behandelt, das Wesen ihrer Composition, ihres ganzen Inhalts und ihrer Form, ihres Colorits u. s. f., der volle Geist, nicht bloß die Technik dieser Werke ist beleuchtet. In diesem Gebiete entwickelt der Verfasser eine Virtuosität, die man nicht leicht wieder antrifft. Man sehe nur seine Beschreibung der raphaelischen Cäcilie S. 296 f., wo er keine Vorarbeiten benutzen konnte (S. 309. Anmerk.) — In ihr lebt dieselbe Klarheit und Harmonie, die in diesem nie genug geschätzten Bilde jedes Auge zu einer Begeisterung erhebt, welche jener gleich ist, die unter den Tönen der altitalischen Musik in der Sixtinischen Kapelle „die Herzen aller Hörer füllt.“ Wir wollen die Reisebeschreiber neuerer Zeiten, die so wenig, wie Thiersch^{*)}, von dieser Cäcilie zu sagen wissen, gar nicht tabeln, aber Jeden bewundern, der eine schönere Beschreibung des Bildes, ein treueres und lebendigeres Bild desselben, oder bei so geringen oder auch bei größeren und bei den größten Hülfsmitteln ein eben solches entwerfen könnte. Dies ist ein Prüfstein, an welchem man versuchen wolle, was Gedanke und Styl in der deutschen Sprache sei. Wie verschwinden davor die gepriesenen Helden der neueren Stylistik, ein Menzel und andere Ducaten-Männer der modernen Wörterkritik?**) Nur die Sprache und die Gedankenfolge unserer edelsten Klassiker kann mit dieser Sprache und Gedankenfolge verglichen werden: Sie erinnert uns deutlich an Winkelmann's belvederischen Apoll, an seinen Paedoon u., aber wir müssen dazu sagen: Sie befriedigt uns mehr. —

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Literatur Deutschlands im Jahre 1730.

(Fortsetzung.)

Da trat Gottsched auf. Er war geboren zu Juditten Kirch bei Königsberg, und studierte in der letztern Stadt Theologie, vorzüglich aber schöne Wissenschaften. Um dem Militärzwang zu entgehen, ging er 1724 nach Leipzig, und wurde Erzieher der Kinder des Joh. Bernhard Menke,

hielt Vorlesungen über schöne Wissenschaften und stiftete die deutsche Gesellschaft und die Gesellschaft der freien Künste. 1728 erschien sein Entwurf zur Redekunst, und 1729 seine kritische Dichtkunst. Seit 1730 war er Professor. Er starb 1766. Seine Frau und Gehülfin in seinen literarischen Arbeiten war Louise Abegunde Victorie Culmus, geb. 1713 zu Danzig, und seit 1735 mit ihm verheirathet. Sie starb 1762. Sie wird von ihren Biographen als ein durchaus musterhaftes Weib angepriesen. — Gottsched, der nun einmal in Verba magistri Aristotelis geschworen hatte, nahm sich im Jahre 1730 vor, nach diesen Grundsätzen das deutsche Theater zu reformiren. Schwer und sauer war der Kampf, den er bei der Vertilgung der Oper zu bestehen hatte. Er und seine Schüler mühten sich auf eine wahrhaft heldenmässige Weise es zu zeigen, daß die Oper eigentlich sehr unnatürlich sei, daß kein Mensch so toll wäre, seine Gefühle abzuspielen, und daß noch kein Held in den Tod gegangen sei, indem er eine Arie trillerte u. c. (Er hatte Recht und er siegte!*) Die Oper ging vorläufig unter. Nun wurde auch der Hanswurst bei Seite geschoben, und selbst in einem pomphaften Aufzuge öffentlich begraben; — er erschien aber post mortem in tausend Gestalten wieder. Nachdem diese beiden Siege errungen waren, schrieb Gottsched in eben demselben Jahre 1730 sein Mustertrauerspiel Cato. Durch dieses Trauerspiel ist das benannte Jahr wirklich merkwürdig geworden; es mag so steif und so schlecht sein, wie es will, — es hat denn doch eine neue Bahn gebrochen. — Mit ihm fängt in der Geschichte des deutschen Theaters eine neue Periode an, und so wird durch dieses Stück auch dem deutschen Schauspieler ein Jubiläum bereitet. Ganz Deutschland war hoch erfreut, und konnte die Vortrefflichkeit des neuen Stückes nicht genug bewundern. Man hielt es für ein durch und durch klassisches und musterhaftes Werk, dessen sich auch die späteste Nachwelt nicht zu schämen habe. Das ahnete man nicht, daß die deutsche dramatische Kunst dennoch noch nicht auf den Gipfel der Vollendung gebracht sei, und daß man 50 Jahre später dieses Opus als ein abgeschmacktes und erbärmliches bespötteln sollte. Und doch war es der Fall, und doch ist jetzt, nach hundert Jahren, Gottsched in Vergessenheit und Verachtung herabgesunken. Wer ist nun Bürge dafür, wie's im Jahre 1930 nach Goethe's Ansehen in Deutschland stehen wird! — Deutschland blicke mit wahrem Staunen und mit abgöttischer Verehrung auf den großen Gottsched hin, und auch dieser freute sich, wie natürlich, nicht wenig darüber. Jetzt fühlte er sich berufen, das angefangene Werk zu vollenden. Er erließ einen Tagesbefehl an alle seine Schüler und späterhin auch an seine Gattin, mit Hand an's Werk zu legen, und sich, nach seinem gegebenen Beispiel, der Sache thätig anzunehmen, denn es sei periculum in mora. Da entstand, auch

*) Thiersch Reis. in Ital. S. 356.

**) S. Bos zu Aristophanes Pluto's B. 1194. und Aristophanes Wespen B. 616. (A. Harner B. 81 f. Friede. 81.)

*) D. wäre doch hundert Jahre später ein zweiter Kämpfer gegen die übertriebene Vorliebe für die Oper aufgestanden und hätte unser gesunkenes Schauspiel wieder zu Ehren gebracht!

im Jahre 1730, die deutsche Schaubühne, ohnstreitig das merkwürdigste schönegeistige Produkt dieser Zeit. Sie wurde mit dem Cato eröffnet, der sich denn auch 40 Jahre auf der Bühne hielt, und mit dem 6ten Bande geschlossen wurde. Jeder Band enthält im Durchschnitt neun Stücke. Die vorzüglichsten Mitarbeiter waren Gottsched und seine Frau, Detharding, Glaubig, Straube, Quistorp u. A. Außer den Originalwerken enthält es viele Uebersetzungen aus dem Französischen. An Shakespeare wurde noch nicht gedacht; man kannte ihn kaum dem Namen nach. Das Resultat ist, daß dieses Gottschedische Unternehmen in jeder Rücksicht das Merkwürdigste in der schönegeistigen Literatur von 1730 genannt werden kann. Der bedauernde Einfluß, den Gottsched ausgeübt hat, ist nicht zu verkennen. Er hat das Seinige gethan und so für alle Zeiten gelebt. Mag er unterdeß ein Gegenstand des allgemeinen Gespöttes geworden sein, — sein Andenken muß dem Deutschen doch immer theuer bleiben!

Ein anderer dramatischer Schriftsteller ist Joh. Ulrich von König, dessen Schriftsteller-Epoche von 1712—1740 fällt. Die Titel seiner dramatischen Stücke sind: Carolus V., die geheime Liebe der Diana, die gekrönte Tapferkeit des Heraklius, die gekrönte Würdigkeit.

Das wäre nun eine skizzierte Beschreibung der poetischen Literatur vom Jahre 1730. Um indeß die eigentlichen Pöbel und Friesfedern dieser Literatur zu kennen, dürfen wir hier das nicht übersehen, was so enge damit verbunden ist, und müssen noch einen Blick auf die Literaturgeschichte und Poetik, auf Kritik und Polemik, auf Uebersetzungen und Zeitschriftwesen werfen, in so weit dieses hieher gehört.

Noch muß aber folgende Bemerkung eingeschaltet werden. Daß die deutsche Literatur dieser Zeit so erstaunlich arm ist, und sich nicht recht zu heben vermag, rührt auch daher, weil sie so wenig Unterstützung von Außen, sowohl der Fürsten als der Gelehrten, zumal der Philosophen, fand. Die Fürsten beachteten sie nicht und an ihrem Hofe herrschte bloß die französische Sprache. Die Gelehrten sahen die deutsche Sprache für eine solche an, der nun einmal nicht aufzuhelfen sei, und die man daher eher unterdrücken müsse. Selbst der große Leibniz, der übrigens schon früher im Jahre 1716 gestorben war, der Tonangeber jener Zeit, schrieb entweder lateinisch oder französisch, und nur die unbedeutendsten seiner Werke deutsch. Die andern Gelehrten glaubten daher ein Aehnliches thun zu müssen, und wo man noch die deutsche Sprache gebrauchte, geschah es nur, um nachzuahmen. Vorzüglich Boileau war der Mann, den man nachzuahmen strebte. Wolf, Lange und Baumgarten thaten auch für sie noch äußerst wenig. Zu den Philosophen der damaligen Zeit, die zum Theil deutsch schrieben, gehören Georg Bernh. Wilsinger, 1693 — 1750, Curator in Tübingen; Jer. Gott. Ganz, Prof. ebendas., 1690 — 1753; Joh. Gust. Reinbeck, 1682 — 1741, C. R. und Propst in Berlin; Sam. Ehr. Hollmann, Prof. zu Wittenberg und Göttingen, 1696 — 1737. So wenig diese zum Besten der deutschen Sprache wirkten, so that desto mehr der große Kanzelredner Mosheim, der in dieser Pe-

riode in Rücksicht auf schöne Prosa so einzig groß besteht, daß er nicht bloß bei weitem seine Zeitgenossen übertrifft, sondern noch immer als Muster in derselben gilt. Er ist überhaupt als einer der bedeutendsten und einflußreichsten Männer dieser Periode anzusehen. Geboren 1694 zu Lübeck, studierte er in Kiel, wurde Beisitzer der philosophischen Fakultät, und 1723 Prof. der Theol. zu Helmstädt. Von 1747 bis zu seinem Tode 1755 war er der erste und letzte Kanzler in Göttingen, und hier gleich ausgezeichnet als Kirchenhistoriker und als Kanzelredner. Er wußte sich des ganzen, damaligen Reichthums der deutschen Sprache zu bemächtigen, und durch so gewandtes Genie so viel Deutlichkeit, Anmuth und Harmonie hineinzulegen, daß sie unter seiner Bearbeitungzüge der Wohltredtheit annahm. Ferner sind ausgezeichnet, zwar nicht durch ihren eignen Styl, sondern durch ihre Verdienste, die deutsche Grammatik zu heben, Gottsched und Bodmer, und wäre es ungerath, wenn man ihre großen Verdienste hierin verkennen wollte! — mögen auch Beide manche ihrer Zeitgenossen, die jetzt längst vergessen sind, über alle Gebühr als Muster angepriesen haben, wie Gottsched, der in seinem Lehrer Pietisch, dem obenbenannten Verfasser des Liedes, „o Ewigkeit, du Donnerwort“, den größten Dichter aller Zeiten erblickt. Wir mögen ihm diese Pietät zu Gute halten, besser, als wenn er den Mann, dem er Vieles verdankte, herabgewürdigt hätte! Thomassius († 1728) hat auch nur wenig für die deutsche Sprache gethan; er war eben so besangen und excentrisch, als gelehrt; Schwulst und Bombast galt ihm für wahre Poesie, und nur so ist es möglich, daß er einen Lobenstein für besser als sechs Virgile erklären konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die römische Malerschule und ihr Meister Raphael.

Eine Vorlesung von Christian Rapp.

(Fortsetzung.)

Die vierte Wand dieses Zimmers stellt den heiligen Papst Leo den Großen vor, wie er den Hunnenkönig Attila beredet, mit seinem belagernden Heere von den Gränzen Rom's zu entweichen. Die Bilder eines andern Saales behandeln folgende Gegenstände: die Schlacht und den Sieg von Papst Leo IV. im Hafen von Ostia gegen die Sarazenen, den Brand des Stadtviertels Borgo in Rom, welchen Leo IV. durch bloßes Gebet gelöscht haben soll, die Krönung des Kaisers Karl des Großen durch Papst Leo III., und den Schwur auf das Evangelium, welchen derselbe Leo zur Erhärtung seiner Unschuld bei einer schweren Anklage leistete. Das Antlitz des Kaisers ist ein Portrait von Franz I. König von Frankreich; in der Figur des Papstes aber hat Raphael überall Leo X. de Medici abgebildet, unter dessen Regierung er diese Bilder ausführte. Alle diese Säle waren schon früher von den Händen

älterer Maler verziert gewesen. Die Malereien derselben waren aber auf Befehl des Papstes abgeworfen worden, damit der unübertreffliche Raphael bessere an ihre Stelle setze. Auch Pietro Perugino hatte hier gearbeitet und von ihm allein sieht man noch ein Bild an der Decke des hintersten Saales. Aus Achtung und Anhänglichkeit für seinen alten Lehrer hatte Raphael selbst gebeten, es stehen zu lassen.

Die letzten Bilder, welche sich auf Leo III. und IV. beziehen, hat Raphael übrigens nicht selbst ausgeführt. Er hatte damals eine Menge Schüler um sich versammelt, und ließ sie durch die geschicktesten derselben, Giulio Romano, Penni und Andre nach seinen Cartons malen. Als ein höchst ausgezeichnetes Bild muß auch noch das des ersten Saales genannt werden, das unter dem Namen der Schlacht Constantins weit berühmt ist und vielfach für das beste Schlachtgemälde gehalten worden ist, das je der Pinsel eines Malers vollbracht hat. Auch dieses Bild ist von Giulio Romano nach einem Carton von Raphael ausgeführt.

Diese sämtlichen Säle des vatikanischen Palastes sind unter dem Namen der Stangen Raphael's bekannt genug. Sämtliche Gemälde darin sind von dem venezianischen Kupferstecher Volpato gestochen worden. Diese Kupferblätter sind sehr lobenswerth, doch nicht ganz im Charakter des Originals; als sie erschienen, sprach daher der Maler Mengs über sie den lustigen Einfall aus: Raphael werde in's Venezianische übersetzt. *)

In die Stangen Raphael's tritt man aus einer hohen Gallerie, die in mehreren Stockwerken den vordersten Hof des vatikanischen Palastes einschließt. Auch diese Gallerie ist durch Raphael mit einer Reihe vortrefflicher Bilder geschmückt worden. Die Decke ist nämlich in dreizehn kleine Gewölbe vertheilt und jedes dieser Gewölbe ist mit vier Gemälden ausgestattet, deren Gegenstände sämtlich der biblischen Geschichte entnommen sind. Im Ganzen sind es also zwei und funfzig Vorstellungen. Die wenigsten dieser Bilder, nämlich nur die vier ersten, sind von Raphael's eigener Hand gemalt, alle übrigen sind nach seinen Zeichnungen von seinen Schülern ausgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

(Ein neuer Historiker.) In einer Correspondenznachricht aus Stuttgart heißt es:

„Der bekannte Wigbold Saphir ist vor Kurzem von seinem Grit aus Bahren hier durchgekommen, hat sich einige Tage hier

*) Eine Ausdrucksweise, deren sich Mengs öfter und mit Wahrheit bediente. So betrachtete er die beiden Kopien, welche Rubens von Titian's scherzenden und spielenden Kindern nahm, wie ein in die flammändische Sprache übersetztes Buch, welches ohne die Grazie des Originals alle Gedanken desselben wiedergibt.

aufgehalten, und an mancher Thüre angelockt, ohne daß ihm aufgethan worden wäre. Sein immer trivialer und oft schlechter Witz scheint nirgends mehr Glück machen zu wollen; der Reiz der Neuheit hat längst aufgehört und sich statt dessen Ekel eingestellt. Wie sich der gute Mann hat hier und da verhalten lassen, so will er jetzt in eine andere Karriere übergehen, und sich mehr dem Fach der Geschichte und Politik widmen; eine unglückliche Idee (Ja wohl!), die nothwendig scheitern muß, da sie ganz gegen die bestehende Ordnung der Natur ist, denn wo kann jemals ein Saphir etc.“

Also Herr Saphir künftig ein Historiker und Politiker; nun Glück zu! Aber ihr andern deutschen Historiker, Euden, Rautmer, Pölig, Heeren, Leo, Buchholz, Wachter! Ihr Alle zittert! Euer Ruhm ist dahin!

Und ihr, die ihr bereits dahin geschieden seid, Niebuhr, Schöller, Spittler, Schiller, Joh. v. Müller etc. schlummert ruhig, ihr seid ersetzt!

Aus Berlin im Februar.

In Nr. 17. der Zeitschrift: Unser Planet, wird des Tagesblattes, welches Herr C. M. Dettinger, als ein wiedererstandener Till Eulenspiegel herausgibt, auf eine Weise erwähnt, als wenn es die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch nähme. Dies ist aber keinesweges der Fall, in den Journalekreisen findet man dieß Blatt fast gar nicht, und nur in einigen Conditorenläden. Es ist eine literarische Zwittermutter zwischens einem Volksblatte und einer Zeitschrift für die gebildete Welt. Als Volksblatt interessiert es diejenigen Leser und Leserrinnen nicht, für die solche Blätter bestimmt sind, denn die Gegenstände, die es berührt, liegen außer deren Bereich, und das gebildete Publikum eckelt eine so lose Spiße an, und es hat das wider einen eben so großen Widerwillen, als ein rechtgläubiger Israelit gegen Schweinefleisch.

In Nr. 6. der diesjährigen Originalien freuet sich der Einsender des in jenem Blatte seit einiger Zeit stehend gewordenen Artikels: „Journal: Lesers Eins- und Ausfälle“ sehr ob seiner eingetroffenen Prophezeiung, daß die Zeitschrift „Aphisto“ nicht in's Leben getreten sei, (woran doch nur des Herausgebers verspätete Rückkunft aus Wien Ursache war), und glaubt dabei recht pflüssig Drn. Meynert eines zu versehen, indem er hinzufügt: „Er wollte ohne Deckung der Kosten das Blatt auf Credit sein es Namens herausgeben — ungeheure Ironie! — u. s. w.“ — Jener Notizier scheint ein neugeworbener Correspondent der „Originalien“ zu sein, weil er noch nicht aus Erfahrung weiß, daß die jedem Monatshefte jener Zeitschrift beigebrachte Bekanntmachung des Herausgebers: „Angemessene Beiträge werden anständig honorirt“ noch weit mehr im ironischen Sinne genommen werden muß, denn Ref. glaubt beweisen zu können, daß mit Ausnahme von vier Individuen, mit welchen Hr. Vog in gutem Vernehmen zu bleiben vielfache Ursache hat, kein vom Reibe Geborener jemals ein anderes Honorar als — wenn es hoch kam — ein Exemplar der „Originalien“ erhielt, den verewigten Müllner ausgenommen, dem es in — Cigarren ausbezahlt wurde. — Die Redaction der Originalien ist demnach der Meinung, das anständigste Honorar sei ein Exemplar der „Originalien“ oder — Cigarren? Credit scheint Hr. Vog freilich mehr als Hr. Meynert, mindestens bei jenem Notizier, zu besitzen, wie würde dieser sonst ohne Vorausbezahlung den Originalien Manuscripte liefern? Oder kennt deren Verf. ihren Werth allzusehr, und läßt sich daher in Münze von gleichem Werthe, d. h. mit einem Exemplar der „Originalien“ anständig bezahlen?